



Das Familien-Spiel: Vater Beatrix und Mutter Anna versorgen ihr Kind Thomas

»Wenn die Heime langfristig existieren wollen, sind sie davon abhängig, daß die örtlichen Jugendämter ihnen Kinder und Jugendliche zuweisen«

Aus einer Studie des Diakonischen Werkes

Kleidung und seine persönliche Habe: vier Gruselbücher, ein Stapel Mickymaushefte, eine Zigarrenkiste mit Fußballbildern, eine Taschenlampe und ein vertrocknetes Lebkuchenherz. Einen Packen Tätowier-Abziehbilder hat er unterm Kopfkissen versteckt. „Da sind alle scharf drauf, die versteck ich lieber. Abschließen kann man ja hier nichts.“

Auf seinem Bett liegt ein großer gelber Teddy. Den hat er aus dem Spendenkeller. Die bunte Porzellanmaske über dem Bett und eine kleine Bastmatte mit einem aufgestickten Vogel hat er sich auch dort geholt. „Das find ich gut hier, den Keller“, sagt Robert. „da kann man sich alles mögliche aussuchen, was die Leute draußen für uns gespendet haben.“

Robert möchte gern hierbleiben. „Ich glaub allerdings, daß ich hier nicht bleiben kann. Ich hab gehört, daß ich wahrscheinlich nach Hoffnungstal komme. Ich weiß nicht, wie's da ist, wie die Erzieher sind. Aber solange ich weiß, daß ich gut gepflegt bin und nicht draußen schlafen muß, wie wenn ich wieder abgehauen würde...“

Robert macht einen ruhigen und überlegten Eindruck. Ein

leichtes Bröckeln in der Stimme manchmal, ein Seitenblick, doch Robert hat das schnell wieder unter Kontrolle. Probleme hat er keine, sagt er. „Und wenn, dann könnte ich runtergehn zu Frau Unuane. Das ist meine Vorgesetzte sozusagen.“

Robert hat eine Akte, wie alle Kinder hier. Da steht alles drin über Robert, wo er schon überall war, wie oft er abgehauen ist. „Robert zeigt schwere Verhaltensstörungen“, steht da unter anderem. Und seine Erzieher sagen: „Der Junge ist kaputt, ein sehr schwieriges Kind.“

Manchmal dreht der ruhige Robert nämlich durch und zertrümmert einen Stuhl oder eine Scheibe. „Das passiert mir so“, sagt Robert. Gestern hat er einen Pullover angezündet und aus dem Fenster geworfen. „Aus Spaß“, sagt Robert.

„Ich kann mir nur vorstellen, wenn ich so leben müßte, ich würde hier alles kaputtschlagen“, sagt Rolando da Costa Gomez, der Direktor des Heims.

Wenn du noch mal Schule schwänzt/klaust/dich herumtreibst/deinen Bruder verhaust, dann kommst du ins Erziehungsheim! Aus der bösen

Drohung, deutschen Kindern wohlvertraut, hat der Gesetzgeber gutes Recht gemacht, ein Grundrecht des deutschen Kindes gar: „Jedes deutsche Kind hat ein Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit“, heißt es in Paragraph 1 des Jugendwohlfahrtsgesetzes (JWG).

Etwa 62 000 deutsche Kinder sind derzeit zur Wahrung dieses Grundrechts in Heimen untergebracht. Die 2030 Anstalten tragen Namen wie „Haus Sonnenschein“, „Haus Gottesgabe“, „Kinderheim Hänsel und Gretel“ oder heißen schlicht „Städtisches Kinderheim Köln“.

An dem Kölner Heim, dem ehemaligen „Städtischen Waisenhaus“, ist nicht nur der Name schlicht. Die 225 Kinder, denen hier wie Robert „Hilfen zur Erziehung nach Paragraph 5, 6 JWG gewährt“ werden, leben in einem U-förmigen und unförmigen Gebäudekomplex, der an eine Kaserne erinnert. Die Mauern und Zäune rundum und die wuchtige Anstaltskirche, die das Karree zur Stadt hin abriegelt, verstärken das Gefühl von eingeschlossen und abgeschlossen. Vom pädagogischen Konzept und der

personellen Ausstattung her ist das Heim nach heutigem Standard optimal ausgerüstet. Auf 27 „familienähnliche Gruppen“ verteilt, werden die Kinder von 120 Erziehern, Sozialarbeitern und Psychologen, einem Arzt, einem Geistlichen und 20 Verwaltungsangestellten betreut.

Das Konzept der „familienähnlichen Erziehung“ hat sich heute allgemein in den Heimen durchgesetzt. Die Heimerziehung wurde, wie auch der Strafvollzug, humanisiert. Der Vergleich ist so abwegig nicht: Bis in die siebziger Jahre wurde mit Prügeln und Isolierzellen, mit Essens- und Deckenentzug, mit Gruppenkeile und dem Wiederauffessen von Erbrochenem zum Wohl des Kindes gewirkt.

In einer Umfrage unter Heimerziehern befürworteten 72 Prozent im Jahre 1968 die Beibehaltung der Isolierzellen, 1978 waren es nur noch neun Prozent. Der Aussage „Es ist wichtiger für ein Kind, daß es Selbstvertrauen hat, als daß es gehorsam ist“ stimmten 1968 ganze fünf Prozent der Erzieher zu. 1978 waren es 93 Prozent. Die Zustände haben sich gebessert, der Zustand Heimkind ist geblieben.

„Ich war zu frech“, sagt Paul, „hab Scheiben kaputtgemacht. Ich hab so viel angestellt. Geklaut hab ich auch. Schule geschwänzt hab ich auch. Hab einen Fernseher in die Luft gejagt.“

„Wieso hast du das alles gemacht?“

„Weil ich wollte, daß mein Vater wieder nach Hause kommt, daß die beiden wieder zusammenkommen. Aber ich merk es jetzt erst, daß ich es verkehrt gemacht habe. Ich hab gedacht, wenn meine Mutter merkt, sie wird mit mir alleine nicht fertig, dann wird sie den Papa holen, und dann wär alles wieder gut.“

Statt Pauls Papa kam eine Fürsorgerin, von der Schule alarmiert. Paul war dort „verhaltensauffällig“ geworden. Die Fürsorgerin konstatierte bei Paul einen „gestörten Sozialisationsprozeß“ und „gravierende Verhaltensstörungen“. Sie erwirkte im Einvernehmen mit der Mutter, daß Paul „nach 5, 6 JWG“ ins Heim eingewiesen wurde.

Paul kam mit einer Reisetasche ins Heim. Seine Mutter be-